

ANDREAS WITTRAHM\*

## FAMILIENWISSENSCHAFT ALS PRAXISWISSENSCHAFT IM INTERESSE EINER LEBENSFREUNDLICHEN GESELLSCHAFT

(Erhalten: 17. Juni 2015; angenommen: 15. September 2015)

Die Familie ist die wesentliche Institution, um Generativität und generative Sozialisation in unterschiedlichsten Gesellschaftsformen zu gewährleisten. Die Bedingungen und Möglichkeiten, unter denen Familien dies leisten, können nicht von einer einzelnen Wissenschaft erforscht werden. Knapp ein Dutzend empirische, hermeneutische und normative Wissenschaften bearbeiten mit verschiedenen Fragestellungen und Methoden Themen, die in irgendeiner Weise die Familie betreffen. Diese zahlreichen Wissenschaften interdisziplinär zusammenzuführen zu können scheint noch weit entfernt. In der Zwischenzeit, so wird vorgeschlagen, könnten sich die verschiedenen Disziplinen im Diskurs – etwa in dem einer Lehr- und Lerngemeinschaft – auf gemeinsame Optionen für die Förderung der Familie und ihrer einzelnen Mitglieder in der spätmodernen Gesellschaft verständigen, mit dem Ziel, ihre je eigenständigen Forschungen hinsichtlich der Bedingungen der Familiengründung, der Rollenvielfalt und Spannung der Familienmitglieder oder der langfristigen Sorge unter den Bedingungen der Gesellschaft des langen Lebens zusammenzuführen.

**Schlüsselbegriffe:** Interdisziplinarität, konvergierende Optionen, Familienwissenschaft, Definition Familie, Familiengründung, Rollenvielfalt, Generation, Generativität

**Family Science as a Practical Science in the Service of a Life-Friendly Society:** The family is considered to be an essential institution of generativity and generative socialisation in a wide variety of societies. No single discipline can examine all the conditions and possibilities of how families perform that task. Approximately a dozen different empirical, hermeneutic and normative sciences explore family-related issues with the help of different methods and approaches. However, an interdisciplinary convergence of these sciences still seems quite far off. In the meantime, we recommend that the various disciplines work together, as a kind of teaching and learning community with the aim of somehow coordinating their research on the conditions of founding a family, the diverse roles and stresses of family members and on long-term care

\* Andreas Wittrahm, Caritasverband für das Bistum Aachen, Kapitelstraße 3, D-52066 Aachen; wittrahm@t-online.de.

provided in the context of ageing societies, to adopt common options that support late modern families and their members.

**Keywords:** interdisciplinarity, converging options, family science, definition of family, starting a family, diversity of roles, generation, generativity

## 1. Einführung: Familienwissenschaft – oder Wissenschaften mit gemeinsamen Optionen

„Familienwissenschaft“ im Singular ist ein in Europa eher ungebräuchlicher Begriff. Das ist nicht verwunderlich. Jede wissenschaftliche Disziplin braucht einen einigermaßen einheitlichen Gegenstand, eine Fragestellung und eine Methode. Schon die Bestimmung einer von möglichst vielen geteilten Definition des mittlerweile sehr unscharfen *Gegenstandes* „Familie“ fällt nicht leicht. Denn einerseits scheinen die konstitutionellen Elemente „Vater – Mutter – Kind“ nicht mehr unumstritten, andererseits erfährt der Familienbegriff in jüngster Zeit auch wieder Ausdehnungen über die sogenannte „Kernfamilie“ hinaus.

Die möglichen *Fragestellungen* wiederum sind mannigfaltig, sie reichen vom Erleben und Verhalten des Einzelnen als Familienmitglied bis hin zur gesellschaftlichen Funktion der Familie im kulturellen und historischen Vergleich. Die *Methoden* unterscheiden sich entsprechend den Fragestellungen. Sie erstrecken sich von den quasi-experimentellen Ansätzen der Medizin und Psychologie über die statistischen Methoden der Sozialforschung und die hermeneutischen Arbeitsformen der Soziologie sowie der Kulturwissenschaften bis zu den normativen Ansätzen von Pädagogik, Recht, Ethik und Theologie. Also lässt sich von einer integrierten Familienwissenschaft zum gegenwärtigen Zeitpunkt kaum reden. Zu vielfältig erweisen sich die Bereiche menschlichen (Zusammen)lebens, die von der sozialen Wirklichkeit „Familie“ tangiert werden, und zu ungeklärt sind die Interessen, mit denen sich die verschiedenen Disziplinen diesem Gegenstand annähern.

Hilfreicher scheint es darum, „Familienwissenschaften“ im Plural zu betrachten und als eine Schnittmenge vieler Natur-, Human-, Sozial- und Kulturwissenschaften zu konzipieren, insofern diese sich mit ihren Fragestellungen und Methoden dem Forschungs- und Lehrgebiet „Familie“ zuwenden.<sup>1</sup> Dann gilt es allerdings zu akzeptieren, dass sich die verschiedenen Disziplinen zunächst nach ihrem je eigenen Verständnis und ihren eigenen Regeln mit der Familie befassen, das Feld also bestenfalls multidisziplinär bearbeiten. In der Folge bedarf es einer komplexen

<sup>1</sup> Im Zuge der Ausdifferenzierungen von Studiengängen in der Folge des Bologna-Prozesses haben sich z. B. in Deutschland erste Masterstudiengänge der „Familienwissenschaften“ gebildet, etwa an der Hochschule für angewandte Wissenschaften in Hamburg im Department „Soziale Arbeit“. Vor etwa 10 Jahren hat sich an der Universität Basel das „Centrum für Familienwissenschaften“ als Zusammenschluss von Wissenschaftlern gebildet, „die sich mit der Familie in all ihren Erscheinungsformen auseinander setzen.“ Das Zentrum „bündelt Kompetenzen und fachspezifische familienrelevante Angebote“ – „mit Blick über die nationalen Grenzen hinaus“ ([www.famwiss.ch](http://www.famwiss.ch)).

Integrationsleistung, um einen Überblick über die – bei aller gemeinsamen Betroffenheit von den Auswirkungen der wirtschaftlichen Globalisierung und der radikalen gesellschaftlichen Modernisierung – differente Lebenswirklichkeit von Familien in den verschiedenen europäischen Ländern und Regionen zu gewinnen. Schließlich erscheint es als noch größerer Schritt, sich auf gemeinsame Empfehlungen zum Handeln im Interesse der Familien auf individueller, gemeinschaftlicher und gesellschaftlich-politischer Ebene zu einigen. Dieser zusammenfassende und abschließende Beitrag des vorliegenden EJMh-Themenheftes zur Familienwissenschaft stellt sich dennoch dieser Aufgabe.

Zunächst einmal erstaunt es den Beobachter, dass nur wenige Wissenschaftsdisziplinen der Familie eine eigenständige Subdisziplin widmen. Neben dem Familienrecht ist dies vor allem die Familiensoziologie, die sich allerdings, wie BURKART (2006) in einem zentralen Übersichtsartikel feststellt, ihrerseits immer weiter ausdifferenziert. Demgegenüber hat die Pädagogik, die sich um Erziehung als einer wesentlichen Kernfunktion der Familie kümmert, bisher keine eigene Familienpädagogik hervorgebracht (vgl. ECARIUS 2007). Die anthropologische und soziale Wirklichkeit „Familie“ scheint sich als so komplex darzustellen, dass nicht nur fast ein Dutzend Wissenschaften, sondern innerhalb dieser Wissenschaften weitere Unterdisziplinen jeweils mit Teilaspekten den Fragen nach der Familie, ihren Mitgliedern sowie ihren Binnen- und Außenbezügen befasst sind – ohne den Anspruch, das Ganze der Familie in den Blick zu bekommen.

Wie also lassen sich die Beiträge aus den eher beschreibenden Disziplinen Psychologie, Soziologie, Demografie, Ethnologie und Geschichte, aus den normativen Wissenschaften Ethik, Pädagogik, Theologie und Recht und schließlich den praktischen Disziplinen Sozialpädagogik, Wirtschaft und Politik so zusammenbringen, dass ihre Erkenntnisse nicht einfach addiert werden, sondern verknüpft werden können?<sup>2</sup> Gesucht wird eine wissenschaftstheoretisch seriöse Möglichkeit, die Erkenntnis- und Wissensbestände der verschiedenen Disziplinen zum Gegenstand „Familie“ zu integrieren und damit ein umfassendes und vor allem stimmiges Bild der Familie, ihrer Voraussetzungen, ihrer Aufgaben, ihrer Kohäsion, ihrer Bedrohungen und ihrer Entwicklungsperspektiven zu erstellen.

Dazu bietet sich ein pragmatisches Verfahren an, das in der Praktischen Theologie entwickelt wurde. Es ging darum, die Theologie auf der einen und die Human- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite im Interesse einer Weiterentwicklung der Seelsorge miteinander ins Gespräch zu bringen, ohne die komplexen wissenschaftstheoretischen und methodenkritischen Voraussetzungen einer echten Interdisziplinä-

<sup>2</sup> Im *Handbuch der Familie* (ECARIUS 2007), dem gegenwärtig umfassendsten Überblick zu den Entwicklungen rund um die Familie im deutschsprachigen Raum, versucht die Herausgeberin erstmalig eine Konzeption, allerdings beschränkt auf die pädagogische Perspektive, bei der die Autorinnen und Autoren aufgefordert sind, ihr jeweiliges „Themengebiet mit Familie zu konfrontieren, nach Zusammenhänge zu fragen und theoretische Überlegungen anzustellen“ (ECARIUS 2007, 10). Den gemeinsamen Fokus bilden pädagogische Fragen im Lebenslauf der Familienmitglieder. Dennoch beschränkt sich auch dieses Handbuch eher auf eine multidisziplinäre Zusammenstellung der Erkenntnisse vieler Wissenschaften.

rität endgültig klären zu müssen. Die moderne Theologie hatte erkannt, dass sie ihre Relevanz für die Förderung eines im Leben verankerten christlichen Glaubens nicht behaupten konnte, ohne sich mit den modernen empirischen Wissenschaften auseinanderzusetzen. Dazu gehörte vor allem, sich für deren Erkenntnisse, etwa zur Sozial- und Milieuforschung, aus der Entwicklungs- und Sozialpsychologie oder der Theorie hilfreicher Begegnungen zu öffnen. Wie aber sollte das geschehen, ohne dass man sich weder dem fremden empirischen Wissenschaftsverständnis auslieferte noch die human- und sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse den eigenen normativen oder hermeneutischen Theorien einverleibte? Mette und STEINKAMP (1983, vgl. auch WITTRAHM 2001) etablierten dazu in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Modell der „konvergierenden Optionen“: Verschiedene Wissenschaftsdisziplinen (dasselbe kann auch für Vertreter verschiedener Professionen gelten) respektieren ihre Unterschiedlichkeit und bestimmen im kritischen Dialog gemeinsame Optionen im Hinblick auf die aktuellen Fragestellungen. Anschließend stellen sie die jeweils eigenen Wissensbestände und Handlungsformen in den Dienst von gemeinsam als lohnenswert erkannten Zielen.

Doch auch Wissenschaften, die im Rahmen ihres je eigenen Selbstverständnisses und ihrer spezifischen Regeln an gemeinsamen Fragestellungen zur Familie arbeiten, brauchen eine grob übereinstimmende Vorstellung, was zum Gegenstand Familie gehört (und was nicht), um dann die gemeinsamen Optionen als Leitvorstellungen für Forschung und Lehre zu bestimmen.

Das scheint nicht einfach. BURKART (2006) zumindest verzichtet in seinem Übersichtsartikel auf eine Definition von Familie, FUHS (2007, 27) geht schlicht davon aus, „dass Familie im Plural gedacht werden muss“. BURKART grenzt erst einmal Merkmale ab, die seitens der Familiensoziologen *nicht* mehr zwingend als „Grundelement der Definition von ‚Familie‘“ (2006, 181) betrachtet werden (vgl. auch FUHS 2007). So werden in der gegenwärtigen Theoriebildung und empirischen Forschung zur Familie die Partnerschaft ohne Ehe, die Abwesenheit eines Elternteils („Eielernterfamilie“) oder die homosexuelle Partnerschaft mit Kindern integriert (BURKART 2006).

LÜSCHER (2012) geht zur Bestimmung des Forschungsgegenstandes „Familie“ darum nicht vom Vorhandensein bestimmter (umstrittener) *Merkmale* aus, sondern von der familialen *Praxis* und vor allem von den anthropologisch vorgegebenen *Funktionen* der Familie. ECARIUS (2007, 9) fächert diese als „Personale Autonomie, Identitätsentwicklung, das Erlernen kultureller Handlungsmuster und die soziale und gesellschaftliche Reproduktion“ auf. Lüscher fasst alle diese Funktionen unter „Generativität“ und „Generative Sozialisation“ zusammen. Sein Ansatz bei der gelebten – hoch variablen – Praxis der Familien rückt weder ein (normativ) bestimmtes Familienmodell in den Mittelpunkt, noch schließt er irgendeines von vornherein aus. LÜSCHER gibt der Familienforschung auf, die „Mannigfaltigkeit (der gelebten Familienformen, a.w.) als Ausdruck des Bemühens von Frauen, Männern und Kindern zu verstehen, unter den gegenwärtigen sozialen Bedingungen für sich die Sinnhaftigkeit der Aufgaben zu erkennen, die Familie kennzeichnen“ (2012, 212).

Als Bezugspunkt für die theoretische Einordnung all der Phänomene, die die so beschriebene Praxis von Familien prägen, schlägt LÜSCHER vor, „die einfache, jedoch

unbestreitbare biologische Tatsache zu wählen, dass der menschliche Nachwuchs, jedes einzelne Kind, während mehrerer Jahren einer – wie auch immer gearteten – Zuwendung durch „Ältere“, also „Eltern“ bedarf, um zu überleben“ (2012, 216).

Diese Zuwendungen müssen gleichermaßen die Sorge für das biophysische Wohlergehen wie auch um die emotionale, kognitive, soziale und auch transzendente (ERIKSON 1973) Dimension des Aufwachsens umfassen, stellen also „eine biologisch angelegte kulturelle Aufgabe“ (LÜSCHER 2012, 216) dar. Die Lösung dieser Aufgabe kann eine Vielfalt möglicher Realisierungsformen je nach physischen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, nach individuellen Wertvorstellungen und persönlichem Vermögen annehmen.

„Generativität“ steht also im Zentrum von Lüschers Beschreibung sowohl der gelebten und vorfindbaren Praxis als auch der vorgegebenen Aufgaben von Familien. Gemeint ist damit das menschliche Bewusstsein, „dass die Generationen wechselseitig aufeinander angewiesen sind und die gegenseitige Verantwortung als individuelle und kollektive Verpflichtung zu postulieren ist“ (LÜSCHER 2012, 217). Die kultur- und gesellschafts-historische Flexibilität dieses Ansatzes zeigt sich darin, dass der Bezug auf eine solchermaßen umschriebene Generativität Wissenschaft und Praxis in die Lage versetzt, die neuzeitlich immer aktuellere und drängendere Aufgabe der Sorge um die hochaltrigen Frauen und Männer ebenfalls als Familienaufgabe zu thematisieren – mitsamt all‘ den Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, dass in vielen europäischen Gesellschaften zahlreiche alte Familienmitglieder wenigen Angehörigen der jüngeren (und häufig ebenfalls bereits recht alten) Generationen gegenüberstehen. Umgekehrt sind, „auch wenn Eltern und Großeltern zwar in der Regel keinen gemeinsamen Haushalt führen“, gerade die „ökonomischen, sozialen, kulturellen und emotionalen Transfer- und Unterstützungsleistungen zwischen den Generationen“ (FUHS 2007, 25) wieder viel deutlicher in den Blick zu nehmen.

Aufbauend auf diesen Vorüberlegungen kann LÜSCHER eine Definition von „Familie“ anbieten, die möglichst vielen Disziplinen, die sich am Diskurs, an der Forschung und diesbezüglichen Lehre beteiligen, eine Verständigungs- und Arbeitsbasis zu vermitteln vermag: Als Familien bestimmt Lüscher „hier und jetzt jene Lebensformen eigener Art . . . , die sich durch die Aufgaben konstituieren, die grundsätzlich lebenslangen Beziehungen von Eltern und Kindern im Generationenverbund sowie – daran orientiert – die Beziehungen zwischen den Eltern zu gestalten“ (2012, 218).

Mit LÜSCHER konzentrieren wir uns also auf die unververtretbaren Aufgaben oder Funktionen der Familie, „die als Generativität und generative Sozialisation umschrieben werden können“ (2012, 218). Wie aber sollten dann die konvergierenden Optionen für die Familienwissenschaften, also alle Disziplinen und Teildisziplinen bestimmt werden, die sich der Erforschung und die Lehre der oben beschriebenen Praxis-Welten und Funktionen von Familien widmen?

Wenn wir davon ausgehen, dass jede Gesellschaft solche generative Gemeinschaften braucht, die emotionale Bindung, Sozialisation, verlässliche Versorgung und generationenübergreifende Solidarität gewährleisten und weiterhin „Familie“ heißen sollen, und wenn zu erkennen ist, dass diese Familien sich in der globalisierten, spät-

modernen langlebigen Gesellschaft mit hohen emotionalen, kognitiven, wirtschaftlichen und alltagspraktischen Belastungsproben konfrontiert sehen, dann können die konvergierenden Optionen für alle mit der Familie befassten Wissenschaften lauten:

- Aufklärung der familiären Lebensbedingungen in der spätmodernen Gesellschaft im Interesse der
- Unterstützung der Familien zum Erhalt ihrer Stabilität und zur Befähigung zur Generativität und generativen Sozialisation.

Dazu bietet sich eine Arbeitsteilung an, die bei der Perspektive der jeweiligen Wissenschaft auf die Lebensform Familie ansetzt:

- a) Zu beginnen ist bei den einzelnen Individuen im Familiensystem hinsichtlich ihrer Interaktion miteinander. Diesen Fragen widmen sich Psychologie, Pädagogik, Praktische Theologie. Ihnen ist aufgegeben, die psychosozialen und gesundheitlichen Bedingungen der verschiedensten Konstellationen empirisch aufzuklären, z. B.: Wachsen Kinder mit zwei verschiedenen geschlechtlichen Eltern besser auf als mit nur einem oder zwei gleichgeschlechtlichen Eltern? Hat die Aufteilung der haushaltlichen und elterlichen Aufgaben einen Einfluss auf die Zufriedenheit der Partner? Welchen Einfluss haben elterliche Erziehungsstile auf den Schulerfolg ihrer Kinder? Mit welchen Unterstützungen lassen sich die Beeinträchtigungen der Kinder im Falle einer Trennung oder des Verlustes eines Elternteils minimieren?
- b) Die Aufklärung der Bedingungen und Möglichkeiten familiären Lebens im synchronen und diachronen Vergleich leisten Anthropologie, Ethnologie und Geschichtswissenschaften. Diese können mittels historischer und kulturübergreifender Studien ermitteln, welche Möglichkeiten der Gestaltung familiären Lebens sich in welchen Umweltkontexten bewährt oder nicht bewährt haben. Dazu gehören etwa Fragen, wie sozialstaatliche Sicherung und die Bereitschaft zur Familiengründung zusammenhängen, welche Erfahrungen Gesellschaften mit einer selbstverständlichen langjährigen außerhäuslichen Erwerbstätigkeit beider Eltern machen oder wie sich Bilder von „der guten Mutter“ oder „dem guten Vater“ auf die Familiengestaltung in verschiedenen Zeiten und Kulturen auswirken.
- c) Zum Thema „Familie“ hat jeder Mensch Erfahrungen und Überzeugungen aufgrund positiver oder negativer eigener Erlebnisse. Aus diesem Grunde werden die entsprechenden Themen in normsetzenden Institutionen bis weit in die Politik häufig und intensiv auf der Basis von subjektiven Urteilen diskutiert. Umso wichtiger ist es, die verschiedenen kulturellen und historischen Erfahrungen ebenso wie die tatsächlichen Auswirkungen (oder auch Nicht-Auswirkungen) bestimmter Familienkonstellationen und -dynamiken offen zu betrachten und erst dann mithilfe der empirischen (Demografie) und normativen (Soziologie, Ethik, Recht und Politikwissenschaft) Wissenschaften normsetzende Maßnahmen zu diskutieren. Dabei ist zu berücksichtigen, dass hier verschiedene Werte und Güter konkurrieren, etwa

- das Kindeswohl und die Chancengleichheit der Kinder auf gesellschaftliche Teilhabe mit dem Recht der Familien, ihre Dinge selbstverantwortlich zu regeln,
- das berechnete Interesse von Staat und Gesellschaft an der Geburt von genügend Kindern und das Selbstbestimmungsrecht von Frauen und Männer darüber, ob sie Kinder bekommen wollen oder nicht,
- die ethisch begründbare Notwendigkeit der Generationensolidarität mit den gebrechlich werdenden Eltern und das Recht der Kinder, ihren eigenen Lebenslauf in der mobilen modernen Gesellschaft fern der elterlichen Einflussphäre zu gestalten.

Bei alledem ist zu bedenken, dass Eingriffe in die persönliche Freiheit, gleich ob eher durch Anreizsysteme oder durch Auferlegung von Pflichten in der spätmodernen Gegenwart nicht unbedingt zu den gewünschten Resultaten führen (vgl. die Ausführungen von KIRSCHNER (geb. Guschakowski) zu (sozial)politischen Beeinflussungsversuchen der Fertilität in diesem Heft). Nicht nur weil sie auf Widerstand der einzelnen Individuen treffen, sondern auch, weil das Gefüge der Einflussfaktoren eine solche Komplexität annimmt, dass jeder Steuerungsimpuls neben den erwünschten Wirkungen vielfältige unerwünschte Nebeneffekte produziert.

Jede einzelne Wissenschaftsdisziplin in allen drei Gruppen hat ihre eigenen Erkenntnisinteressen und -methoden und kann etwas zu den Grundfragen nach dem Verstehen und der Förderung von Familien wesentliche Elemente beitragen. Es bedarf allerdings einer ausgeprägten Diskurskultur, damit bei allen Fragestellungen hinsichtlich der Gestaltung der Rahmenbedingungen für das Familienleben wirklich alle bedeutsamen Beiträge gleichermaßen hinzugezogen werden können.

## 2. Aktuelle Brennpunkte in den Familienwissenschaften

Im zweiten Teil geht es nun darum, die konzeptionelle Idee der konvergierenden Optionen in den Familienwissenschaften an drei aktuellen Brennpunkten des Diskurses um die Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen des Familienlebens zu verdeutlichen. Dabei handelt es sich um nicht mehr als Skizzen zu wichtigen Fragestellungen, denn der eigentliche Diskurs um die gemeinsamen Optionen und die notwendigen Erkenntnisse zur Unterstützung dieser Optionen ist von Vertretern der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen zu führen.<sup>3</sup> Dies im Detail nachzuzeichnen übersteigt die Möglichkeiten eines einzelnen Autors bei Weitem und würde dem Charakter des

<sup>3</sup> Im deutschsprachigen Raum gibt es mit der Zeitschrift für Familienforschung (ZfF, geründet 2002) ein bewusst multidisziplinäres Periodikum, das sich allen wissenschaftlichen Fragen rings um die Familie widmet ([www.zeitschrift-fuer-familienforschung.de](http://www.zeitschrift-fuer-familienforschung.de)). Die Zeitschrift wird getragen vom Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg und herausgegeben von renommierten Human- und Sozialwissenschaftlern. Die Sprache ist in der Regel deutsch, es erscheinen aber regelmäßig „Special issues“ in Englisch, die häufig eine größere Anzahl von themenspezifischen Beiträgen aus dem mittel-osteuropäischen Raum enthalten. Alle Artikel der Hefte bis 2011 sind kostenlos im Internet abrufbar.

bewusst disziplin-übergreifenden Verfahrens nicht gerecht – könnte aber einen guten Leitfaden für einen interdisziplinären Masterstudiengang darstellen. Insofern sollen die folgenden Darstellungen eher anregen, sich in fächerübergreifenden Arbeitsgruppen den hier präsentierten Fragestellungen zu stellen und Lösungsmöglichkeiten, die stets auch nach Kulturen, Lebensräumen und Lebenslagen zu differenzieren sind, zu erarbeiten.

## 2.1. Familiengründung und Stabilität der Familie

„Love and marriage . . . go together like a horse and carriage“<sup>4</sup> sang Frank Sinatra Mitte der 50er-Jahre und zitierte als Beleg für die unerschütterliche Unbestreitbarkeit dieses Zusammenhangs sowohl mütterliche Weisheit als auch örtliche gesellschaftliche Autoritäten. Von Kindern ist in diesem Song zwar nicht die Rede, aber sofern nicht Unfruchtbarkeit die Schwangerschaft verhinderte, war die Geburt des ersten Kindes bald nach der Hochzeit zu erwarten. Frauen gebaren in diesen Aufbaujahren nach dem schweren Krieg überall in Europa im Durchschnitt mehr als zwei Kinder, und wem immer es möglich war, der lebte spätestens ab Mitte des dritten Lebensjahrzehntes verheiratet in einer Familie.

Keine zwei Generationen später hat sich nach Auskunft der Demografen und empirischen Sozialforscher die Lage grundlegend geändert. Frauen und Männer leben bis weit ins dritte Lebensjahrzehnt häufig eigenständig – zwar zumeist in einer Partnerschaft, die aber mehrmals nacheinander wechseln kann. Solche Partnerschaften sind weder ein hinreichender Grund für Heirat noch für Elternschaft. Kinder werden später und seltener geboren, (Ehe)Paare trennen sich mit und ohne Kinder (Belege s. Wittrahm in dieser Ausgabe). Eine erhebliche Anzahl von Partnerschaften mit und ohne Trauschein bleibt freiwillig kinderlos (dazu gibt es allerdings erhebliche kulturelle Unterschiede in Europa, vgl. STROHMEIER & NEU 2011). Auf der anderen Seite steigen die Bemühungen der Reproduktionsmedizin, um zunächst unfruchtbare Paaren zur Elternschaft zu verhelfen.

Eine eigene Familie gemeinsam mit einem festen Partner oder einer Partnerin gehört weiterhin zu den vordringlichen Wünschen junger Menschen.<sup>5</sup> Wenn sie dann in das dritte Lebensjahrzehnt kommen, scheint es aber bedeutsame hemmende Faktoren für die Familiengründung zu geben. So zeigen es zumindest die Fakten der Bevölkerungswissenschaft, die allerdings im historischen Vergleich aufweist, dass sowohl die Zahl der Heiraten als auch die Reproduktion über die Jahrhunderte abhängig von wirtschaftlichen, gesundheitlichen und politischen Bedingungen

<sup>4</sup> Text: Sammy Kahn, Musik: Jimmy van Heusen, Verlag: Barton Music Corporation, erstmalig gesungen von Frank Sinatra 1955.

<sup>5</sup> Dem Item „Man braucht eine Familie, um glücklich zu sein“ stimmten 2010 von den befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Shell-Studie 71 % der Jungen und 81 % der Mädchen zu, was eine deutliche Steigerung gegenüber den früheren Umfragen ausmachte, und auch der Kinderwunsch dieser Jugendlichen ist auf zwei Drittel der Jungen und drei Viertel der Mädchen wieder angestiegen (Shell-Jugendstudie 2010).

schwanken konnten, obwohl das einzelne Paar erst seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts unmittelbar in die Zeugung eingreifen kann. Es liegt an der Soziologie, die hemmenden gesellschaftlichen Faktoren und an der Psychologie, die Gründe für die Veränderungen der persönlichen Prioritäten bzw. die mangelnde Synchronisation zwischen den Partnern als potenziellen Eltern aufzuklären. Eine wichtige Rolle scheinen – zumindest in Mitteleuropa – unklare oder gar widersprüchliche familiäre Leitbilder zu spielen (HENRY-HUTHMACHER 2014).

Allerdings stellt die entwicklungspsychologische Betrachtung der Lebensspanne angesichts der massiv gestiegenen Lebenserwartung eine Verschiebung der Erfüllung fast aller normativen „Entwicklungsaufgaben“ (HAVIGHURST 1972) fest – eine Entwicklung, die die kollektiven Vorstellungen vom „normalen Lebenslauf“ noch nicht entsprechend verändert hat. Daraus ließe sich folgern, dass die Verzögerung des Erstgeburtsalters in das 4. Jahrzehnt und die Dauer der jungen Elternschaft bis weit in das 5. Lebensjahrzehnt der Mütter und Väter vor allem als ein normatives Problem diskutiert wird, während künftige psychologische Erkenntnisse über die Effekte der späten Erstelternschaft die Debatte versachlichen und Druck von der künftigen Elterngeneration nehmen könnten.

Die Reduktion der Heiratsneigung kann ebenfalls aus normativer Sicht kritisch betrachtet, sie könnte aber auch juristisch durch rechtssichere Partnerschaftsformen unterhalb der Ehe entschärft werden. Darum sollte sich die Diskussion nicht in erster Linie um die zunehmende Verweigerung der tradierten Institutionalisierungsformen von Partnerschaft und Elternschaft drehen. Vielmehr geht es darum, die Gründe zu erkennen, warum die Kohäsion von Paaren, insbesondere von Eltern-Paaren anscheinend abnimmt. Sollte die Ursache in einer Reduktion der Bindungsfähigkeit (oder vielleicht eher einer nicht ausreichenden Bindungskraft angesichts massiver zentrifugaler Kräfte in Kultur und Gesellschaft) liegen, sind die Therapeuten und die Politiker gefragt.

Die Bereitschaft, eine Familie zu gründen, ist der Freiheit der Frauen und Männer zu überlassen – was niemanden hindert, nach möglichen erschwerenden äußeren Faktoren zu suchen und diese zu reduzieren. Demgegenüber steigt die gemeinschaftliche und öffentliche Verantwortung, wenn es um das Scheitern von Familien geht, weil hier potenzielle Opfer zu beklagen sind. So bedarf es dringend weiterer psychologischer Forschung, wann Kindern eine heftige konflikthafte Beziehung ihrer Eltern mehr schadet als eine Trennung, bei der sie aus Bezügen innerhalb und außerhalb der Familie gerissen werden. Weiterhin sind die juristischen und sozialstaatlichen Bedingungen zu überprüfen, die eine Scheidung zu häufig zur Ursache materieller Not werden lassen.

Zusammengefasst könnten für eine gemeinsame familienwissenschaftliche Betrachtung folgende Optionen hinsichtlich der Familiengründung und -stabilisierung leitend sein:

Zunächst ist die freie Wahl jedes Menschen, eine Familie zu gründen oder nicht, zu unterstützen. Weil eine eigene Familie von den meisten Menschen gewünscht wird und für den Aufbau der Gesellschaft wesentliche Bedeutung hat, lautet

die zweite Option, möglichst viele Faktoren, die Menschen hindern, Verantwortung füreinander zu übernehmen, zu identifizieren und zu beseitigen und Wege zur Unterstützung eines verbindlichen Zusammenhalts zu erkunden. Weil Partnerschaften scheitern können und Familien zerbrechen, lautet die dritte Option, die Grundlagen dafür zu erarbeiten, dass die Schäden und Nachteile sowohl für die sich trennenden Partner als auch vor allem für die Kinder so gering wie möglich gehalten werden.

## **2.2. Familie zwischen Fürsorge, Ökonomie und Selbstverwirklichung**

In allen europäischen Staaten gilt die Grundüberzeugung, dass Frauen und Männer hinsichtlich aller Formen der gesellschaftlichen Teilhabe gleichberechtigt sind. Das hat den Frauen zunächst einen vollständigen Zugang zu allen Formen der Bildung ermöglicht, und im nächsten Schritt geht es um eine gleiche Teilnahme am Arbeitsmarkt. Diese letztere Entwicklung war in den mittel-osteuropäischen Staaten aufgrund politischer Doktrin und in Nordeuropa aufgrund kultureller Traditionen schon seit der Mitte des 20. Jahrhunderts selbstverständlich, während sich in Mittel-, West- und Südeuropa mit der Entstehung des bürgerlichen Haushaltes im 19. Jahrhundert das Ideal der Familie mit einem erwerbstätigen Ernährer und einer Hausfrau und Mutter durchgesetzt hatte. Die Auflösung der staatssozialistischen Ordnungen in Mittel-Osteuropa mit dem Wegfall vieler Arbeitsplätze führt dort zu Verschiebungen weg von der mütterlichen Erwerbstätigkeit, während im Westen umgekehrt der Arbeitskräftemangel aufgrund des demografischen Wandels sowie die Einschränkungen von Sozialleistungen und der Anstieg von niedrig bezahlten Arbeitsplätzen den Trend zur raschen Rückkehr von Müttern in die Erwerbsarbeit forcieren. In der Konsequenz sehen sich überall in Europa Mütter und Väter mit einer Irritation hinsichtlich der über längere Zeit stabilen Familienrollen konfrontiert. Das setzt sie einer nicht einfach auflösbaren Spannung zwischen einer möglichst umfassenden familiären Präsenz zumindest in der Phase der frühen Elternschaft einerseits und nur begrenzt gestaltbarer beruflicher Verpflichtungen aufgrund ökonomischer Zwänge andererseits aus. Verschärft wird diese Spannung dadurch, dass eine zeitweise Unterbrechung der Berufslaufbahn für beide Geschlechter Karriere-Nachteile mit sich bringt und den gewachsenen beruflichen Selbstverwirklichungsansprüchen entgegensteht, während das kulturelle Klima eher dahin drängt, die individuellen beruflichen Potenziale auszuschöpfen.

Die Optionen für die Familienwissenschaften angesichts dieser Rollenspannungen könnten lauten, zunächst die psychologischen, soziologischen, moralischen und rechtlichen Bedingungen für eine wirkliche Wahlfreiheit in der Übernahme der verschiedenen Familienrollen aufzuklären. Sodann sind die tauglichen Modelle zu erforschen, die Familien subsidiär darin unterstützen, eine ihnen gemäße Form der Vereinbarung hinsichtlich der persönlichen, fürsorglichen und beruflichen Anforderungen zu finden und miteinander auszuhandeln. Dazu werden direkte – materielle – Förderungen von Familien ebenso gehören wie indirekte Formen einer qualitativ

guten öffentlichen Kinderbetreuung sowie – in der Gesellschaft des langen Lebens – Unterstützungen bei der Betreuung und Pflege hochalter Familienangehöriger.

Die Orientierung an der Option der echten gemeinsamen Wahlfreiheit verlangt weiterhin ökonomische und politische Anstrengungen, um familiengerechte Arbeitsplätze zu schaffen bzw. berufliche Nachteile durch die Ausübung familiärer Sorge für beide Geschlechter zu verhindern. Neben der Grundlagenforschung und der Politikberatung sind hier weiterhin die pädagogischen und beraterischen Professionen gefordert: Ihr Beitrag liegt einerseits in der Sensibilisierung, wo die Spannung zwischen persönlichen Zielen, beruflichen Pflichten und familiärer Sorge Mütter und Väter zu überlasten droht. Andererseits ist es ihre Aufgabe, taugliche Modelle zu entwickeln, wie sich öffentliche und familiäre Bildung und Erziehung ergänzen könne, statt zu konkurrieren oder die Verantwortung gegenseitig abzuschieben. Der Suche nach den Faktoren, die Frauen und Männer fördern, ihre Geschlechterrollen möglichst flexibel wahrnehmen zu können, werden humanwissenschaftliche, gesellschaftswissenschaftliche, ökonomische und normative Wissenschaften gemeinsam stellen müssen.

### **2.3. Neue Bedingungen für Familien im demografischen Wandel**

Der demografische Wandel verändert nicht nur Gesellschaften, sondern auch Familien in ganz Europa. Mit Ausnahme Frankreichs und der skandinavischen Länder werden überall sehr wenige Kinder geboren, wofür letztlich wiederum die geringere Zahl an Familien, die zudem (im Durchschnitt!) nur wenige Kinder bekommen, als Ursache zu betrachten ist. Demgegenüber nimmt die Zahl der alten Menschen überall rapide zu, was ebenfalls die Familienstrukturen und ihre Aufgaben verändert. Diese Entwicklung führt etwa in der Familiensoziologie dazu, die jahrzehntelange Konzentration auf die Kernfamilie aufzuheben und stattdessen die „multilokale Mehrgenerationenfamilie“ neu in den Blick zu nehmen. Die Beziehungen zwischen den mittlerweile fast regelmäßig gemeinsam lebenden drei oder vier Generationen innerhalb einer Familie würden völlig verkannt, wenn man allein die – in zunehmend mehr Fällen notwendige Langzeitpflegebedürftigkeit der sehr alten Menschen am Lebensende in den Fokus rückte. In den Jahren vorher finden rege materielle, soziale, kulturelle und pädagogische Austauschprozesse statt, bei denen die Älteren überwiegend als „Geber“ in Erscheinung treten (vgl. MAHNE & MOTEL-KLINGEBIEL 2010). Viele Familien leben mit der finanziellen Unterstützung der Großeltern, häufiger noch fungieren diese als Betreuer für die Enkelkinder, um der mittleren Generation die Teilnahme am Berufsleben zu ermöglichen. Doch auch die Rolle der Großeltern als kulturelle Mittler, als wichtige psychosoziale Ergänzung zu den Eltern in der Sozialisation ist kaum zu unterschätzen (vgl. CASPARI 2012), sodass sie in die Definition von Lüscher von der Funktion der Familie als Ort der Generativität und der generativen Sozialisation unbedingt aufzunehmen sind.

Zur Unterstützung der Mehrgenerationalität lässt sich als gemeinsame Option formulieren, die realen Formen der gelebten familiären Generationensolidarität und ihren Wert zu dokumentieren, um die häufig öffentlich gepflegten Erzählungen von der Dominanz der Konkurrenz der Generationen um gesellschaftliche Ressourcen zu begegnen. Zur Festigung der Solidarität zwischen den Generationen kann etwa die Erleichterung der Begegnung zwischen Alt und Jung trotz getrennter Haushalte und Wohnorte etwa mithilfe moderner Kommunikationsmittel beitragen. Weiterhin sind insbesondere Pädagogik und Erwachsenenbildung aufgefordert, in allen Bildungskontexten jeweils auch intergenerationelle Fragestellungen und die Besonderheiten der intergenerationellen Verständigung zu berücksichtigen (MÖSER 2007; WITTRAHM 2010). Der demografische Wandel zwingt Familien, sich zu verändern, aber er stellt die Familie als generative Gemeinschaft keinesfalls infrage.

### 3. Abschluss

„Die“ Familienwissenschaft im Singular wird sich voraussichtlich nicht realisieren lassen. Das scheint jedoch kein Schaden zu sein, denn die je eigenständige Bearbeitung von Fragen des Familienlebens in den *verschiedenen* Sozial-, Lebens- oder Kultur- und Geisteswissenschaften vermag letztlich ein breiteres Spektrum familiärer Funktionen und Interessen tiefer zu erhellen, wenn es gelingt, sich auf gemeinsame Fragestellungen und Zielsetzungen zu verständigen. Das vorliegende Heft des EJMh eröffnet solch einen Versuch und zeigt Fragestellungen auf, um derentwillen es möglich sein müsste, sich den aktuellen Herausforderungen rund um das Leben in der Familie und mit der Familie vielleicht noch nicht interdisziplinär, aber mittels gemeinsamer Optionen zu widmen.

### Referenzen

- BURKART, G. (2006) 'Positionen und Perspektiven: Zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie', *Zeitschrift für Familienforschung* 18, 176–205.
- CASPARI, R. (2012) 'The evolution of Grandparents', *Scientific American* 22, 38–43, Ndr. 'Kultursprung durch Großeltern', © Spektrum.de, heruntergeladen am 8. Juli 2015 von [www.spektrum.de/news/kultursprung-durch-grosseltern/1147977](http://www.spektrum.de/news/kultursprung-durch-grosseltern/1147977).
- ECARIUS, J., Hrsg. (2007) *Handbuch Familie* (Wiesbaden: VS Verlag).
- ERIKSON, E.H. (1973) *Identität und Lebenszyklus* (Frankfurt: Suhrkamp).
- FUHS, B. (2007) 'Zur Geschichte der Familie' in J. ECARIUS, Hrsg. (2007) *Handbuch Familie* (Wiesbaden: VS Verlag), 17–35.
- HAVIGHURST, R.J. (1972) *Developmental tasks and education* (New York: McKay).
- HENRY-HUTHMACHER, Ch. (2014) *Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung* (Bonn: Konrad-Adenauer-Stiftung).
- LÜSCHER, K. (2012) 'Familie heute: Mannigfaltige Praxis und Ambivalenz', *Familiendynamik* 37, 212–23.

- MAHNE, K. & A. MOTEL-KLINGEBIEL (2010) 'Familiale Generationenbeziehungen' in A. MOTEL-KLINGEBIEL, S. WURM & C. TESCH-RÖMER, Hrsg., *Altern im Wandel: Befunde des Deutschen Alterssurvey* (Stuttgart: Kohlhammer) 188–214.
- MÖSER, A. (2007) '“Du trägst noch so schöne Kleider...” Intra- und intergenerationelles Lernen' in M. BLASBERG-KUHNKE & A. WITTRAHM, *Alter in Freiheit und Würde: Handbuch christliche Altenarbeit* (München: Kösel).
- Shell-Jugendstudie (2010) © Shell, heruntergeladen am 7. Juli 2015 von [www.shell.de/aboutshell/our-commitment/shell-youth-study/downloads.html](http://www.shell.de/aboutshell/our-commitment/shell-youth-study/downloads.html).
- STEINKAMP, H. (1983) 'Zum Verhältnis von Praktischer Theologie und Humanwissenschaften', *Diakonia* 14, 378–87.
- STROHMEIER, K.P. & M. NEU (2011) 'Auswirkungen des demografischen Wandels auf die sozialen Dienste in den Städten und Gemeinden' in A. EVERS, R.G. HEINZE & TH. OLK, Hrsg., *Handbuch Soziale Dienste* (Wiesbaden: VS Verlag) 145–67.
- WITTRAHM, A. (2001) *Seelsorge, Pastoralpsychologie und Postmoderne* (Stuttgart: Kohlhammer).
- WITTRAHM, A. (2010) 'Intergenerationelle religiöse Bildung: Modelle der Begegnung von jungen und alten Menschen an schulischen, gemeindlichen und öffentlichen Lernorten', *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 62, 264–386.